



Besprühen von Jungpflanzen zur Verhinderung von Kaninchenfraß: Garantierter Erntesegen aus der Büchse mit dem Totenkopf

Das vergiftete Paradies

SPIEGEL-Reporter Peter Brügge über die deutschen Chemie-Bauern und ihre Alternative

Kuhmist ist wichtiger als Dogmen.

Mao Tse-tung

Ein halber Fingerhut voll Pflanzenschutzmittel tropfte aus einer Sprühdose und über meine Hand. Das schärfte meinen Blick für das Abgründige in unserer Landwirtschaft.

Anruf bei der Giftabteilung des Münchner Krankenhauses Rechts der Isar, wie vom Landhandel „Baywa“ für solcherlei Zweifelsfälle empfohlen. Dort holen sie wegen dem bißchen gleich den Chef, einen Dr. von Clarmann, ans Telephon. Er sagt: „Sofort herkommen!“ Bloß mit Abwaschen sei das nicht getan.

Mein harmloses Mittel gegen Ungeziefer im Garten, so fürchtet er, könne bereits durch die Haut ins Blut gedrungen sein und sich weiß Gott wie auswirken. „Und bitte nicht mehr selber steuern“, warnt der Toxikologe. Also nichts wie ins Taxi.

Clarmanns Assistent entnimmt mir Blut und alle nur erdenklichen Daten für einen mächtigen Fragebogen. Es handelt sich um einen Verdacht auf „akute Vergiftung durch Compo-Rosen-Spray“. Oder, wissenschaftlich: „Alkylphosphatintoxikation“.

Aussaat im 19. Jahrhundert

Trügerisches Genre-Bild von gestern





Ungeziefer-Bekämpfung in Bohnenkultur: Sperrfeuer beim ersten Verdacht

Compo? Aus dem dafür doch maßgeblichen Katalog der „Biologischen Bundesanstalt für Land- und Forstwirtschaft“ kenne ich das als ein überhaupt nicht giftiges Präparat. Das ist für die Toxikologen aber nicht maßgebend. Die halten jetzt alles für möglich.

Meine Frage, was denn da aus unseren armen Bauern werden solle, die doch unentwegt mit anerkannt gefährlichen Substanzen aus dem nächsten Landhandels-Depot ganze Fuhren voll Spritzbrühe zusammenrühren, ruft eine Art Heiterkeit hervor. „Tja, die Bauern“, sagt ein Giftarzt, „wie die das verkraften, das fragen wir uns auch.“

Nun verfolge ich Landwirte mit entsprechend aufgewecktem Unbehagen: die Unkraut und Ungeziefer tilgenden Hopfenbauern, Beerengärtner, Winzer mit der Rucksackspritze auf dem Buckel und, wenn's hochkommt, einem nassen Lappen zum Schutz vor dem Mund. Die Kartoffel-, Getreide- und Rübenbauern am Steuer ihrer motorisierten Kampfstoff-Fässer, aus denen Toxisches über ein Düsengestänge von Autobahnbreite leise in die Landschaft



Hubschrauber-Einsatz im südbadischen Weinbaugebiet: Bis zu zwei Dutzend Giftspritzungen zwischen Saat und Ernte

abzischt. Die im Fernglas ganz nahen Hubschrauber — über Rebhängen, Obstplantagen, Fichtenschonungen giftige Nebelschwaden in den Dunst eines Sonnentages wirbelnd.

Nun weiß ich, wie sie ohne weitere Umstände und nachbarliche Rücksichten von Waldbauern oder irgendeiner Winzergenossenschaft angefordert werden. Die Hilferufe und gerichtlichen Klagen aus der bei geringster Luftbewegung unfreiwillig mitbenebelten Umgebung sind nicht mehr zu zählen. Von der Biologischen Bundesanstalt kenne ich dafür eine schöne, von Paracelsus hergeleitete Beschwichtigungsformel: „Alle Pflanzenbehandlungsmittel“, garantiert sie, seien „in bestimmter Menge giftig“. Bei sachgemäß

zwei Dutzend jährlichen Giftspritzungen unserer Obst-, Wein- oder gar Hopfenerzeuger?

Bauern, mit schrundigen Händen um eine gesegnete Ernte flehend — die werden uns noch immer gezeigt in nach wie vor geschätzten Genre-Bildern. Das wahre Bild ist der Bauer, der seinen garantierten Erntesegen aus Büchsen mit Totenkopf bezieht.

Unwirsch und verständnisarm blättert er in Vorschriften über Mischungsverhältnisse, Spritzdüsenformate, Giftklassen, Schutzmasken und Karenzzeiten. Und immer häufiger, nach getaner Spritzarbeit, klagt er über ein unerklärlich elendes Befinden. Bei der Biologischen Bundesanstalt finde ich eine für solche Fälle pauschal anwendbare,

hätten die Bundesbürger natürlich weniger Industrieprodukte verbraucht, und für die Landflüchtigen hätte es vielleicht gar nicht die Arbeitsplätze gegeben. Aber die Agro-Chemie, von Fachgelehrten, Politikern und Verbandspolitikern beschworen, hat auf den Kulturen nicht nur die menschlichen Unkrauthacker ersetzt, sondern auch die Fruchtbarkeit gewaltig angeheizt.

Ungeachtet des schwachen Wachstums der Lebensmittelpreise — die ein eherner Dirigismus der EG aber immer noch hoch über denen des Weltmarktes garantiert — haben die Bauern beim allgemeinen Höher und Höher der Einkommen so, dank aberwitziger Mehrproduktion, wacker mitgehalten. Das gilt es bei eventueller Übelkeit schon zu bedenken.

Den Ertrag um die Hälfte (und über den Bedarf hinaus) zu steigern, pulvern die Landwirte die doppelte Menge Handelsdünger in den Boden. Tierhaltung in Massen und möglichst riesige, arbeitssparende, massiv gedüngte Monokulturen sind das proklamierte Ideal der Wirtschaftlichkeit. Den durch fortwährende Wiederkehr der gleichen Fruchtart ebenfalls hochgezüchteten Schädlingen begegnet der in zwei Meter Höhe vom Führerhaus seines Mammut-Schleppers übers Ackerland blickende Maschinen-Bauer mit einem potenzierten und häufig schon präventiven chemischen Vernichtungskrieg.

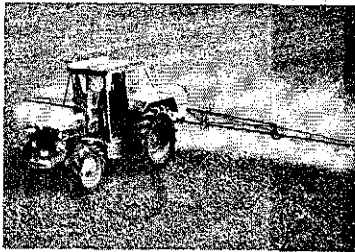
„Mit einer Fahrt 50 Hektar bestellt und ‚chemisch abgeschirmt‘.“

Von 15 Mark im Jahr 1955 haben sich die Kosten für Schädlingsgifte und Unkrautkiller pro Hektar dabei auf bis zu 300 Mark ausgewachsen. Neben rund vier Millionen Tonnen chemisch erzeugter Nährstoffe fallen auf die landwirtschaftlich genutzten Fluren und Wälder der Bundesrepublik heuer 25 600 Tonnen chemische Pflanzenschutzmittel: derzeit, wie mir ein Sprecher des Biologischen Bundesamtes vorzählt, rund 300 Substanzen in rund 1500 Präparaten.

Er schwärmt: „Wir sind soweit, daß wir alles herausschießen, Zweiblättriges, Vierblättriges, ganz nach Bedarf.“ Andere einst ebenso emphatische Generalstäbler dieses Kampfes gegen unerwünschtes Leben fallen schon um und jammern über unerhört resistente und rätselhafte neue Abarten.

Bereits 60 Prozent der Präparate des Pflanzenschutzes sind Herbizide. Unter diesen behaupten sich Vernichtungskonzentrate wie jene „2,4,5-Trichlorphenoxyessigsäure“ (2,4,5-T), die ihre, je nach Dosierung, apokalyptischen Auswirkungen bei der Entlaubung des Dschungels von Vietnam erwieh und überdies ein wenig Dioxin enthält, je-

Es hat seine Gründe, daß immer mehr Landwirte Schadgräser und Unkraut im Wintergetreide gar nicht erst hochkommen lassen. Also Mudekan spritzen.



Auch Sie sollten das Herbizid für Höchsterträge verwenden. Es lohnt sich immer.

Mudekan steigert die Erträge. Die beste Voraussetzung für hohe Erträge bei Wintergetreide ist die ungestörte Entwicklung der jungen Saat. Denn Schadgräser und Unkraut entziehen dem Boden bereits im Herbst und Winter beachtliche Mengen an Nährstoffen und Bodenfeuchtigkeit — wenn man sie nicht wirkungsvoll bekämpft. Mudekan ist ein Vorratsherbizid. Es wird bis zu fünf Tagen nach der Saat angewendet und tötet Schadgräser und Unkraut im Wintergetreide gar nicht erst hochkommen.

Mudekan ist uninterferent in seiner Getreideverträglichkeit. Und bekannt für seine Wirtschaftlichkeit. Wegen seiner hervorragenden Verträglichkeit kann Mudekan ohne Einschränkung bei allen Arten und Sorten des Wintergetreides eingesetzt werden. Es erzielt deutliche Mehrerträge, die ein Vielfaches der Bekämpfungskosten ausmachen. Ausführliche Informationen über Mudekan erhalten Sie jederzeit kostenlos durch die Fachbesitzer. Futurer der Mudekan-Vertriebsfirmen.



Das Herbizid für Höchsterträge.

Man kann es ausrechnen:



TRIBUNIL
Weizen, Roggen, Gerste
ungrasfrei, unkrautfrei!

Werbung für Unkrautvertilgungsmittel: „Wir schießen alles heraus, ganz nach Bedarf“

dem Vorgehen werde aber schon alles gutgehen.

Siebenmal zwischen Saat und Ernte sehe ich denselben Bauern so über denselben Kartoffelacker sprühen: dreimal vorsorglich mit Fungiziden gegen mögliche Pilzkrankheiten, denn der Sommer war naß; einmal mit giftigem Insektizid gegen den vereinzelt erblickten Kartoffelkäfer; dann mit dem noch viel stärkeren E 605 gegen andere Insekten; zweimal mit Herbiziden wider erst winzige Unkräuter; das Finale ist, zwecks Vorbereitung einer vollmechanisierten Ernte, die chemische Abtötung des Kartoffelkrautes. Leider erwischen viele Bauern dabei nicht den genau vorgeschriebenen Zeitpunkt. Dann wird von dem Präparat etwas in die Knollen hineingesogen, und alles war umsonst.

Aber siebenmal Chemie, was will das schon heißen, verglichen mit den bis zu

aber nicht beruhigende Interpretation: „Ein gestörtes ökologisches Gleichgewicht“ bedeute „für die Menschen, die es erkennen, eine große Beeinträchtigung ihres Gesamtbefindens“. Besser wohl, das Unwohlsein kommt von der Seele als direkt von der Chemie.

Feststellung: Kein Stand, Apotheker eingeschlossen, arbeitet so selbstverständlich mit so viel lebensfeindlichen chemischen Substanzen und ist dafür so wenig ausgebildet wie unsere Bauern. Chemie, mehr noch als Maschinen-Fortschritt, ersetzt menschliche Arbeitskraft.

Und 3,5 Millionen Arbeitskräfte sind seit 1950 fort vom Land — meist hin zur Industrie. Menschenarbeit, nach den Tarifmaßstäben der Industrie bewertet, verteuerte sich in diesem Vierteljahrhundert zehnmal stärker als die Preise für Landprodukte. Wären die Preise für Nahrung stärker gestiegen,



Ausbringung von Kunstdünger: „Gwiß sei, daß ma nix versäumt“

nes Gift, das in Seveso außer Kontrolle geriet.

659 nordrheinische Landwirte stellten sich einer Untersuchung zu der allseits interessierenden Frage, wieweit sie sich wohl auf der Höhe der Probleme befänden, welche der aktive Umgang mit solcher Chemie mit sich bringt. Die Hälfte bekannte sich zu Schwierigkeiten bei der Entscheidung, ob überhaupt und wann und wogegen und welches der vielen Mittel sie zu spritzen hätten (aber sie spritzen).

13 Prozent gaben offen zu, sie nähmen eine höhere als die in den strengen Gebrauchsanweisungen vorgeschriebene Dosis. 40 Prozent machen sich keinerlei Notizen darüber, was sie zu welcher Zeit in welcher Konzentration auf welches ihrer Felder versprühen. 277 der Befragten schützten sich selber bei ihrer giftigen Fruchtbarkeitswartung nicht im mindesten.

Anderswo, im Mittelfränkischen, klagten mir Bauersfrauen, die einzige Sicherheitsmaßnahme, die jetzt auf ihr besorgtes Quengeln hin eisern eingehalten würde, bestünde darin, den eigenen Gemüsegarten mit Plastikplanen abzudecken, sobald der Bauer das angrenzende Feld wieder mit dem Nebelblaser bediene.

Wie gesagt, sowie sie auch nur spärliche Anzeichen für die Anwesenheit eines Schädling entdeckten, reagieren die meisten Bauern schier blindlings mit dem chemischen Sperrfeuer aus der Spritze — einem Hypochonder ähnlich, der nach dem ersten Niesen zum Breitbandantibiotikum greift. „Unsereiner will sich abends ruhig schlafen legen“, sagt einer, der in Niederbayern Zuckerrüben baut, „gwiß sei muß ma, daß ma nix versäumt.“

Das Erzeugen von Zuckerrüben, überhaupt der ganze, einst schweißtreibende und nun weitgehend ohne harkende Feldarbeiter ablaufende Anbau von Hackfrüchten würde bei heutigen Löhnen zum Minusgeschäft, gäbe es nicht diese Agro-Chemie.

Gleich in einem Abwasch bringen die Sämannen des Fortschritts mit den Samen bereits den Unkrautkiller und die übermäßigen Aufbaustoffe in die Erde. Ein Maisbauer vom Niederrhein preist mir diese paradiesische Bequemlichkeit anhand seiner industrialisierten, chemisch gestützten Mais-Monokultur. Da ließen sich 50 Hektar in einer einzigen Durchfahrt bestellen und gleich chemisch abschirmen, als gehe es darum, einen Parkettboden zu versiegeln. „Der Mais heute“, sagt er,

„Mann, das ist 'ne Offenbarung.“ Er soll mir sagen, ob er Herbizide spritzt. Er nickt nur. Er soll mir sagen, was für welche. Unlustig zieht er seine Schultern hoch: „Weiß ich doch nicht.“

Die Biologische Bundesanstalt ist ja theoretisch sehr streng: „Für Abweichungen von der Gebrauchsanweisung trägt allein der Anwender das Risiko.“ Immerhin, es dreht sich um Substanzen, die noch in zehntausendfacher Verdünnung unter schädlichen wie leider auch nützlichen Organismen tabula rasa machen. Unparteiische Beratung, Kontrolle, Präzisionsgerät scheinen da kein Luxus. Das bejahen alle Kenner — und finden den Glauben daran dennoch reichlich lebensfremd.

Bei der Beratung des deutschen Landwirts dominieren die Sachwalter der chemischen Industrie. Von denen sind durchschnittlich zehnmal so viele unterwegs wie beamtete Ratgeber. Und deren Arbeitskraft droht sich im papierernen Vollzug immer weiter spezialisierter Gesetzesfortschreibungen zu erschöpfen. Auf die Stichproben solcher Kontrollorgane zu bauen, das scheint mir fast so absurd, als wollte einer vom Gesundheitszustand erappter Schwarzfahrer auf den der Gesamtbevölkerung schließen.

Der Diplolandwirt Andreas Kraus, Leiter der Bayerischen Landesanstalt für Bodenkultur und somit Dirigent eines, gemessen an den übrigen Bundesländern, noch sehr effektiven Beratungsnetzes, skizziert mir die eigentlichen Ohnmachtsverhältnisse: „Die Industrie überschwemmt uns mit Präparaten, und sie setzt einen eigenen Apparat ein, der Bauern und Handel bearbeitet.“

Was die Verlässlichkeit des sprühenden Gerätes angeht, liefert seine Behörde, die sich um dessen zwanglose Überprüfung immerhin rühmlich bemüht, einen erschreckenden Hinweis: Binnen sieben Jahren gelang es in Bayern, knapp ein Zehntel der bäuerlichen Sprüh- und Nebelgeräte mit Hilfe der „Baywa“ unter die Lupe zu nehmen. Doch schon diese freiwillig vorgeführten Giftmaschinen waren zu vier Fünftel nicht in Ordnung.

Nur die Hälfte der vernebelten Mittel geht am Boden nieder.

Auf Bestellung, wie gesagt, ereignet sich Pflanzenschutz auch als Kampfstoffattacke von oben. Professor Dr. Dr. Gustav Wellenstein, Forstwissenschaftler von der Uni Freiburg, war einmal in dieser Technik Pionier. In den zwanziger Jahren rettete er deutsche Wälder vor Schädlingen, indem er aus dem Doppeldecker einen Sack mit entsprechendem Pulver schüttete. Auf die heutige ungemein verfeinerte Abnebelung von Unkraut- und Insektengift per Hubschrauber schien er mir wie

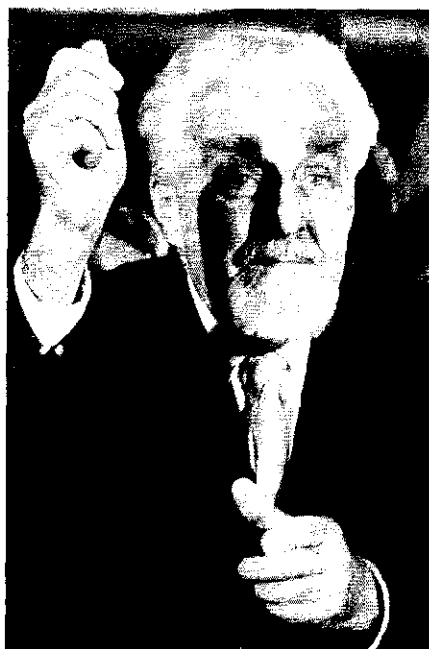
auf eine der Todsünden der Menschheit zu reagieren. Seine Stimme, seine Hand bebzt. „Unberechenbar abgetrieben und verweht“ werde da Gift. „Der beste Pilot kann's nicht verhindern.“

Wellenstein kann sich leider auf viele Experimente berufen. Danach geht im Schnitt nur die Hälfte der vernebelten Mittel auch unten nieder. Ein großer, ja der größere Teil verflüchtigt sich nach oben, gesellt sich zu den übrigen umtreibenden und allgegenwärtigen Giftdünstungen der Wachstumsgesellschaft, zu denen man in den Niederlanden sagt: „De zwarte Adem“ (der schwarze Atem).

Speziell Herbizide, Wellenstein leugnet es nicht, muten den Landwirt an wie ein Geheimschlüssel zum Garten Eden: Nicht mehr im Schweiß seines Angesichts (oder unter unerschwinglichen Lohnkosten) verteidigt der seine Kulturen, sondern durch das Einschalten eines Zerstäubers. Noch die einprozentige Lösung wirkt wie ein Hammer. Allerdings auch gegen Organismen, deren Vernichtung oder Störung nicht erwünscht ist, beispielsweise die Honigbiene.

Unter der Chemotherapie der Landwirtschaft hat sich die Anzahl der Bienenvölker in der Bundesrepublik in einem Vierteljahrhundert des Fortschritts um die Hälfte vermindert. An der naturgegebenen Tatsache, daß 80 Prozent der Befruchtungsvorgänge in der Flora ein Monopol der Honigbiene sind, hat sich aber nichts geändert.

Wanderimker erleben deshalb einen kaum zu bewältigenden Boom. Ohne sie und ihre im Kombi zur Befruchtungstournee rollenden Bienenvölker



Verhaltensforscher Lorenz
Warnung vor Entlaubungsgiften

müßte deutschen Obstbauern bange sein um die Bestäubung ihrer Plantagen.

Deutsche Winzer ziehen der Biene wegen den Zorn des Waldgängers Wellenstein auf sich: „Diese Knallköpfe, die sind wirklich die schlimmsten.“ Und wieso? Per Rucksackspritze oder Hubschrauber vernichteten sie immer noch und immer wieder mit Insektiziden, Fungiziden, Herbiziden in Massen auch Bienen. Und zwar deswegen, weil es einfach noch nicht begriffen werde, daß die ihre Nahrung neuerdings in Weinbergen suchen. Früher, vor der Herbizid-Zeit, wo sie noch überall in Wiesen und Forst eine uneingeschränkte Vielfalt von Blumen und Blüten fanden, taten die Bienen das nämlich nicht.

Die Staatsbiologen der Republik reagieren mittlerweile auf den Bestäubungsnotstand. Jede Vernichtung der Bienenvölker sei „als eine verheerende indirekte Folge der Bekämpfung von Unkräutern zu betrachten“, proklamierte 1978 die Biologische Bundesanstalt. Und von deren Segen hängt es ab, wie weit ein Pflanzenschutzmittel in Gebrauch sein und bleiben darf. Nur muß man sich davon nicht viel erhoffen.

Wellenstein und 30 mitunterzeichnende Naturwissenschaftler erster Güte, darunter der Nobelpreisträger Konrad Lorenz, haben beispielsweise vergeblich versucht, die Behörde mit einer gemeinsamen Erklärung zu einer kon-

sequenten Drosselung der Anwendung von Herbiziden zu bewegen. Insbesondere warnten sie vor dem Entlaubungsgift 2.4.5-T.

Nordrhein-Westfalens „Landesanstalt für Ökologie“ und Diether Deneke (SPD), der Landwirtschaftsminister in Düsseldorf, waren von den Gegenargumenten der Bundesbehörde so wenig beeindruckt, daß sie sich ihrerseits mit einer Dokumentation den Wissenschaftlern anschlossen. Bayern untersagte die Anwendung von Präparaten mit 2.4.5-T in seinen Staatsforsten.

„Abbau“ der Gifte heißt noch lange nicht „verschwinden“.

Die Bundesbehörde focht das alles nicht an. Immerfort berief sie sich darauf, daß bei „sachgemäßer“, bei „praxisüblicher Anwendung“ weder für Bienen noch Menschen, weder für Wild noch Beeren, noch Pilze, noch Erbgut Gefahr bestehe. Für die Vernebelung vom Hubschrauber aus, deretwegen die Herren aus Wellensteins Lager sich besonders sorgten, spricht in den Augen der Bundesbehörde „das Fehlen einer Kontamination des Anwenders“ (von den Anrainern ist nicht die Rede).

Daß Himbeeren Wochen nach der Besprühung mit einer Lösung von 2.4.5-T noch ein Vielfaches der gesetzlich hinnehmbaren Rückstandsmengen des Herbizids enthielten, finden die Experten des Amtes erträglich. Keinerlei Gesundheitsrisiken entstünden „bei nur gelegentlichem Verzehr“. Im Nachweis einer (im Tierexperiment beobachteten) Mißbildung sehen sie noch keinen Grund für „einschneidende Anwendungsbeschränkungen“. Wellenstein: „Sehr gewagt.“

Seiner Meinung nach leiden die Biologische Bundesanstalt und das Bundesgesundheitsamt unter einer „folgeschweren Unkenntnis der Pflanzenschutzpraxis“. Woran die Behörde außerdem leidet, ist ein schmales Budget. Deswegen genießt sie's, bei ihrer Arbeit ab und an der finanziellen Beihilfe einer Gesellschaft von „Freunden und Förderern“ gewiß zu sein, aus der Hersteller von Pflanzenschutzmitteln nicht ausgeschlossen sind. Der Sprecher des Amtes bittet mich, richtig zu verstehen: „Die Chemiker in der Industrie und wir sitzen auf demselben Dampfer! Wir haben dieselbe Grundausbildung!“

In ihrem fortwährend variierenden Mittelkatalog räumte die vom Bundesernährungsministerium abhängende Behörde bis vor kurzem noch im Klartext ein, wie stark sie sich bei der Zulassung und Bewertung von Präparaten auf Angaben und Unterlagen der Hersteller verlasse. „Die Rückstands-Situation“, wurde den gestreßten Landwir-



Ökologe Wellenstein
„Die Winzer sind die schlimmsten“

ten anheimgegeben, die könne „nicht abschließend beurteilt werden“. Es sei im weiteren Verlauf durchaus „mit neuen Erkenntnissen zu rechnen“. Nun sprüht mal schön!

Mich verblüffte an amtlichen Kontrollleuren des Pflanzenschutzes vor allem diese Schizophrenie, mit der sie einerseits für die Ungefährlichkeit alles von ihnen Abgesegneten fast völlig geradestehen, andererseits dennoch alles für möglich halten.

Hinsichtlich der Geschwindigkeit, mit der neuere Pflanzenschutzmittel — im Gegensatz zum heimlich immer noch hereinkommenden DDT — bis zur völligen Harmlosigkeit abgebaut werden, verbreiten sie Beruhigung. Aber dann höre ich plötzlich von einem der führenden amtlichen Pflanzenschutzexperten, dem Professor Rolf Diercks in der Bayerischen Landes-

Adolf-Martin Steiner im Obstbau erprobte.

Dabei werden die jeweiligen Schädlinge oder Unkräuter, die Chancen ihrer Ausbreitung, die mögliche Höhe des Schadens, die Kosten für das Gift und die bei dessen Anwendung unvermeidliche Zerstörung nützlicher Organismen in eine Gesamtkalkulation einbezogen. Dann geht es los — oder nicht. Landwirtschaft für den Computer.

Jetzt gerade, während die Chemotherapie längst einer Flut gleicht, hat das in dieser Bemühung noch musterhafte Bayern die ersten 350 Bauern zur Mitarbeit an dem komplizierten Projekt solcher Eindämmung gewonnen.

Kein Zweifel: Wohl ist bei der toxischen Tour nicht einmal den Professoren, die sie für die einzig mögliche erklären. Dezent warnt ja auch Professor

bers zu verfolgen. Reste des mittlerweile schon wieder verbotenen Giftes Hexachlorbenzol etwa tauchten immer wieder in der Milch von bayrischen Kühen auf, obwohl es einzig zur Getreidebeize verwendet werden durfte.

Daß Bauern in denselben Säcken erst gebeiztes Saatgut, dann Futtergetreide aufbewahren, daß sie Reste giftigen Saatgutes einfach waschen und dann verfüttern würden, welcher fahndende Fachmann hätte sich's träumen lassen?

Ein anderer unberechneter Nebeneffekt modernen Pflanzenschutzes: Die Schwefelquellen des niedersächsischen Rheuma-Bades Nenndorf büßten so nach und nach ihren Gehalt an Schwefel fast völlig ein. Zehn Meter unter der Erdoberfläche banden die zentnerweise auf Kuranlagen und landwirtschaftliche Nutzflächen innerhalb der Quellregionen versprühten Herbizide den Schwefel und töteten die heilbringenden Bakterien, die den Schwefel erst veredeln.

Dank einer noch in zehntausendfacher Verdünnung keimtötenden Unkrautvertilgung wandelten die Kurgäste auf makellosen Wegen. Dafür schlürften sie, so attestiert der Freiburger Balneologe Heinz Dombrowski, in ihrem Heilwasser Herbizide statt Schwefel.



Pflanzenschutzmittel-Prüfung in der chemischen Industrie: Viele Gifte überflüssig?

stalt für Bodenkultur: Sie wissen bereits, „daß auch nicht persistente Stoffe beim mikrobiellen Abbau Zwischenprodukte bilden können, die unter Umständen beständiger sind als ihre Ausgangssubstanzen“.

Diercks praktiziert seine ökologischen Einsichten nicht bloß, indem er mit der Straßenbahn zum Dienst fährt. Er streitet wider die brutale Zunahme der weithin wie eine heimliche Ernterversicherung eingeschätzten Vorsorge-Chemie auf dem Lande. Auf nahezu die Hälfte der chemischen Anwendungen ließe sich, die neuere Forschung zeigt es, verzichten, falls nur die Bauern zuvor die rechten, die amtlichen Berater zuzögen. Falls sich also gegen eine halb süchtige, halb wurstige Gewöhnung ans Sprühen und Nebeln das System des „integrierten Pflanzenschutzes“ durchpauken ließe, wie es der württembergische Pflanzenbiologe

Diercks: Beim unberechenbaren Nebeneinander der angewendeten Mittel verwandle sich so manche Substanz auf ganz andere als die erstetete Weise.

Und der Münchner Wasserforscher Karl-Ernst Quentin bittet immerhin die Fachkollegen, sie sollten sich gut merken, „Abbau“, das heiße noch lange nicht „verschwinden“. Überdies lagerten Biozide — wie das meiste schließlich in den allgemeinen Wasserhaushalt mündend — im Schlamm, in Pflanzen und Lebewesen zwischen sieben Tagen und fünf Jahren. Da sehe er wenig Sinn in dem besänftigenden Brauch, „lediglich von einer Verringerung der ursprünglichen ... Konzentration im Wasser“ zu berichten.

Nur mit kriminalistischer Beharrlichkeit sind die giftigen Spuren industrialisierten Landbaus mitunter bis zur Überführung eines chemischen Urhe-

„Woher kommen neue Krankheiten und fast unbekannte Unkrautarten?“

Entdeckt wurde das erst nach labyrinthischen Experimenten zweier herbeigerufener Wasserexperten, denen die Anwender die Namen von insgesamt 21 Wuchsstoffgiften beichteten sowie den mildernden Umstand, daß man auf die nach ihrer Meinung überhaupt nicht verzichten kann.

Ich fand keinen offiziellen Befürworter der Agro-Chemie, der hätte leugnen wollen: Unvorhergesehene Folgen des Giftkrieges gegen alles wirtschaftlich scheinbar störende Wachstum mehren sich. Hohe Mineraldüngung könne an Pflanzen, klagt Professor Diercks, „auch bei richtiger Bedarfsdiagnose bestimmte Krankheiten fördern“.

Nach der Unkrautvertilgung setzen den Rüben manche Schädlinge erst wirklich zu und treiben Großbauern zu der äußersten Alternative, auf weiten Flächen alles Bodenleben zu vergasen. Zahlreiche Insektizide und Fungizide liquidieren eine ganze Skala von Nützlingen mit. Einige unverwüsthliche Schädlinge wie Blattlaus und Blutlaus leben dabei sogar auf. Hirse, bislang hierzulande nur noch namentlich als Rohstoff des Hirsebieres deutscher Märchen bekannt, breitet sich — ein neues Übel — wild und resistent zwischen Hackfrüchten aus. Ackerhohlzahn, Knöterich, Taubnessel, Kletten-

labkraut schießen hartnäckig im Getreide hoch.

„Woher kommen eigentlich die neuen Krankheiten, die weniger bekannten Schädlinge und die vielen fast unbekannt Unkrautarten“, fragt, plötzlich zum Zweifler werdend, der Landshuter Landschaftspfleger und Pflanzenexperte Dr. Franz Wagner.

„Manche machen das schon fuffzehn Jahre, und nix is passiert.“

Den Bauern gegenüber werde darüber so geschwiegen, daß es ihn, den Wissenden, an die Technik des Zeitschriftenromans erinnere, wo stets an den eigentlich spannenden Stellen die Worte stünden: Fortsetzung folgt. So begreifen es erst langsam die Auguren, wie jeglicher anorganisch-bäuerliche Eingriff letztlich unberechenbar ökologische Systeme aus der Balance schiebt.

Währenddessen finden wir das Gros der Bauern, besonders nördlich des Mains, in vollmotorisierter Flucht nach vorn: Fabrikanten von Fleisch oder Milch, Getreide oder Hackfrucht, Obst oder Eiern — ziemlich so, wie sie am Anfang der europäischen Agrargeinschaft der von Bayern gleich verabscheute Mansholt-Plan gewollt hat. Der Hörnle-Bauer schied sich vom Körnle-Bauern annähernd so effektiv wie im Automobilbau ein Zulieferer vom anderen.

Der demonstrativ in Holzschuhen schlüpfende Bauer Ewald Döpfer aus Haltern wirtschaftet auf einem um die Jahrtausendwende begründeten Fami-

lienhof (nebst Bauernmuseum) vor, was das EG-Muster so hergibt. In seinen zweistöckigen sogenannten „EWG-Musterställen“ mästet er 400 Rinder und 1500 Schweine, welche aus Gründen der Rationalisierung den Bereich der Klimaanlage erst zur Schlachtung verlassen.

In den Käfigen seiner Legebatterien hält er 1000 Hühner, und für Städter aus dem Industrie-Revier, die bei ihm ländliche Wirklichkeit und hausgemachte Wurst schmecken können, asphaltierte er einen Platz für 100 Omnibusse und 1000 Personenwagen. Falls Besucher sich über die Beengung seiner Fließband-Hennen erregen, garantiert der Bauer: „Die Hühner sind ganz munter, nicht anders wie die Städter bei sich zu Haus.“

Für eine Mark kriegen Städter von ihm einen grünen „Europa-Paß“. Leuten, die für ihren Acker etwas von seinem ökologisch eher bedenklchen Überfluß an Tierexkrementen abhaben möchten, öffnet Ewald Döpfer seine Jauche-Tankstelle: Mistbrühe gegen Münzeinwurf. (Selbst Feinden des Kunstdüngers wäre noch lieber Kunstdünger.) Gott zu danken, stiftete der Bauer vis-à-vis vom Parkplatz eine Kapelle.

500 Morgen Land muß ein Subunternehmer ihm bebauen und abernten: Mais und abermals Mais — ein westfälisches Iowa. Als billiges Kraftfutter



„EWG“-Bauer Döpfer
Mais aus dem westfälischen Iowa

braucht den das Mastvieh. Und dieser Mais verträgt die Jauche-Mischung aus der Massentierhaltung als Dünger. Seine Abwehrkräfte werden, sagt der Bauer, durch Chemie gestärkt.

Überflüssige Frage, ob Döpfer an seine klimatisierten Tiermassen Medizinisches füttern muß. Antibiotika, Kokzydiastika? „Klar“, sagt er, „alles.“ Überflüssig zu fragen, was er nächstes oder übernächstes Jahr wohl anbauen

Rinderaufzucht im Döpfer-Hof: Zur Schlachtung erstmals aus dem Stall getrieben



läßt. Mais natürlich. „Manche hier“, sagt er, „machen das schon ihre fuffzehnte Jahre, und nix passiert.“

Das Zerstörerische im Ablauf dieser Dimension Landwirtschaft rechnen vorderhand Ökologen noch der Wirklichkeit voraus: Die steigende Anfälligkeit für Krankheiten, Schädlinge, Unkräuter fordere für die Monokultur bei kaum noch wachsendem Ertrag einen vervielfachten Einsatz konzentrierter Düngung und chemischen Schutzes. Landmaschinen, schwer wie Panzer, verwirbeln die Unkrautsamen, plätten den Boden, ergo muß unter entsprechendem Energieaufwand immer tiefer gepflügt werden. Die Bodenlebewesen sterben nun noch schneller ab, immer weniger vermag die Ackerkrume Nährstoffe wie Pflanzengifte zu binden, so daß die der Regen in den allgemeinen Wasserhaushalt schwemmt. Am Ende stäubt der Wind das Erdreich davon.

Das alles generalstabsmäßig vorzubereiten, hat eine vorwiegend ökonomisch orientierte Flurbereinigung die Landschaft zuvor begrädigt und ausgeräumt — Manövrierfläche einer Produktionsschlacht.

Teurer Kaiserschnitt nun auch im Kuhstall.

Es handelt sich um eine antibiotische Kettenreaktion, die sich vorerst beschleunigt, ohne daß es viel Aufsehen erregt. „Unser Landbau“, glaubt der Ökologe Frederic Vester, „bereitet seine eigene Henkersmahlzeit vor.“ Und der Bundesernährungsminister sieht's wohl auch: „Das ökonomische Hemd“ sei eben vielen näher „als der ökologische Rock“.

Den bislang weit unterschätzten Beitrag der Landwirtschaft zur toxischen Verschmutzung von Luft, Wasser und Landschaft löffeln alle bereits mit aus. Schon Feriengäste bemerken heute die ekelhaften Merkmale einer Eutrophierung des Chiemsees, in den jährlich allein 115 Tonnen Phosphate aus einer vermeintlichen Grünland-Idylle münden. „Schwarzer Atem“ befördert selbst in landwirtschaftlich unbelebte Naturschutzzonen das chemisch formulierte Todesurteil für Pflanzen, Lebewesen und Lebensbereiche. (40 Prozent aller Farn- und Blütenpflanzen in der Bundesrepublik drohen auszusterben.)

Aus den blindlings überfütterten Kulturböden der Wachstumsgesellschaft werden entsprechend unberechenbar Nähr- und Dünge-substanzen ins Grundwasser ausgeschwemmt. Heuer mußte das Wasserwirtschaftsamt Freiburg für eine Reihe berühmter Orte am Kaiserstuhl und im Markgräflerland zu Sommeranfang — widerstrebend — eine bedenkliche Anreicherung des Trinkwassers mit Nitraten anzei-



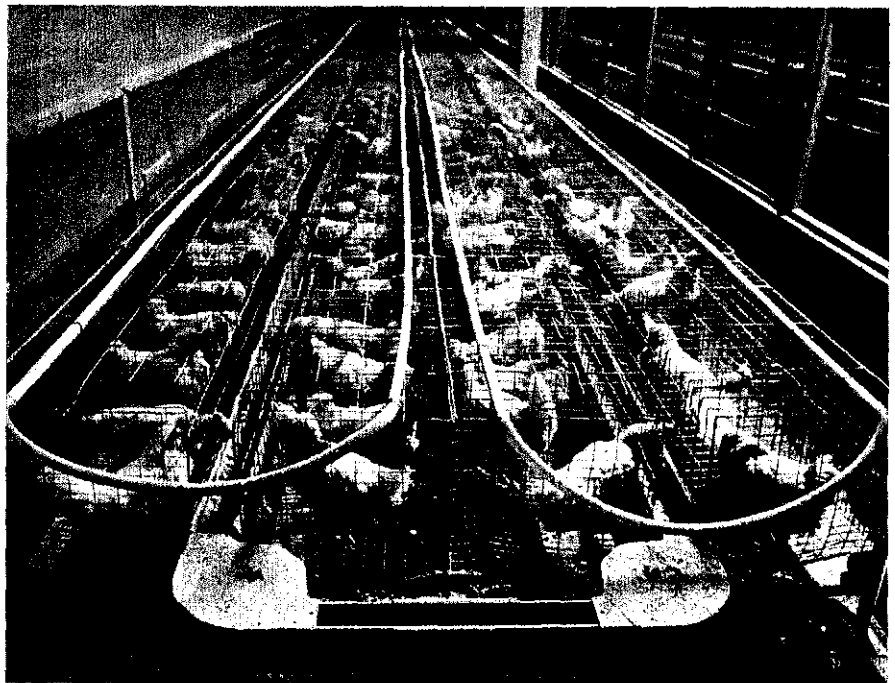
Massenaufzucht von Putern: „Die Hühner sind ganz munter ...“

gen. Ein Oberarzt der Freiburger Universitäts-Kinderklinik drängte das Gesundheitsamt zu einer öffentlichen Warnung: Säuglingsnahrung möge man mit diesem Wasser nicht bereiten, Kleinkindern jetzt nicht auch noch Spinat füttern (weil der Nitrate besonders speichert). Die Behörde empfahl statt dessen Selters oder Milch, die von chemischen Rückständen leider nicht frei ist; von der Muttermilch mit ihrem DDT-Gehalt zu schweigen.

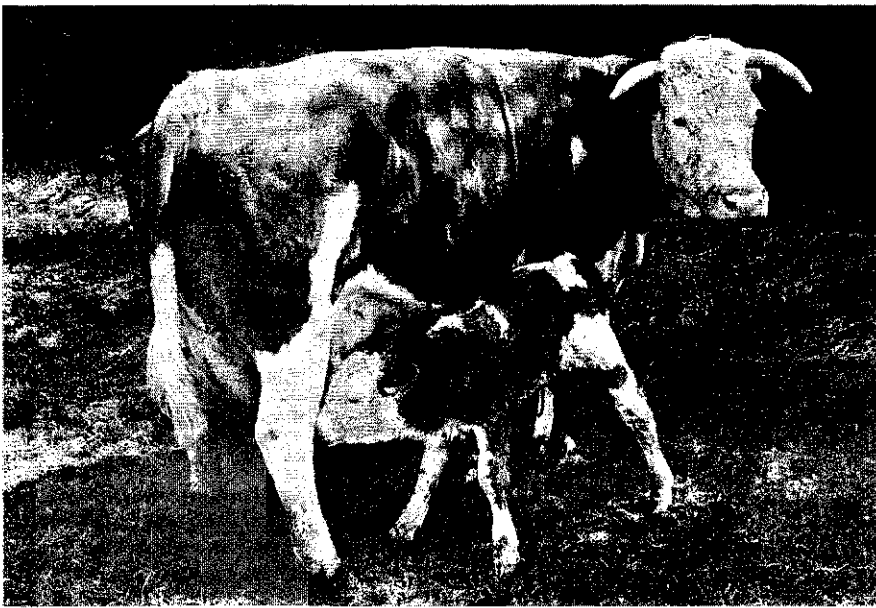
Was ein Sprecher des Freiburger Regierungspräsidenten bei dieser peinlichen Gelegenheit postulierte, war „ein nicht nachlassendes Gefährdungsbewußtsein der betroffenen Mütter“. Will sagen: Eine wachsame Mutter habe

aufzupassen und sofort richtig zu schalten, falls die Haut des Babys sich bläulich verfärbt. Daran nämlich merkt man, daß Nitrit das Blut an der Beförderung von Sauerstoff hindert. Und im Darm von Säuglingen entsteht aus Nitrat leicht Nitrit.

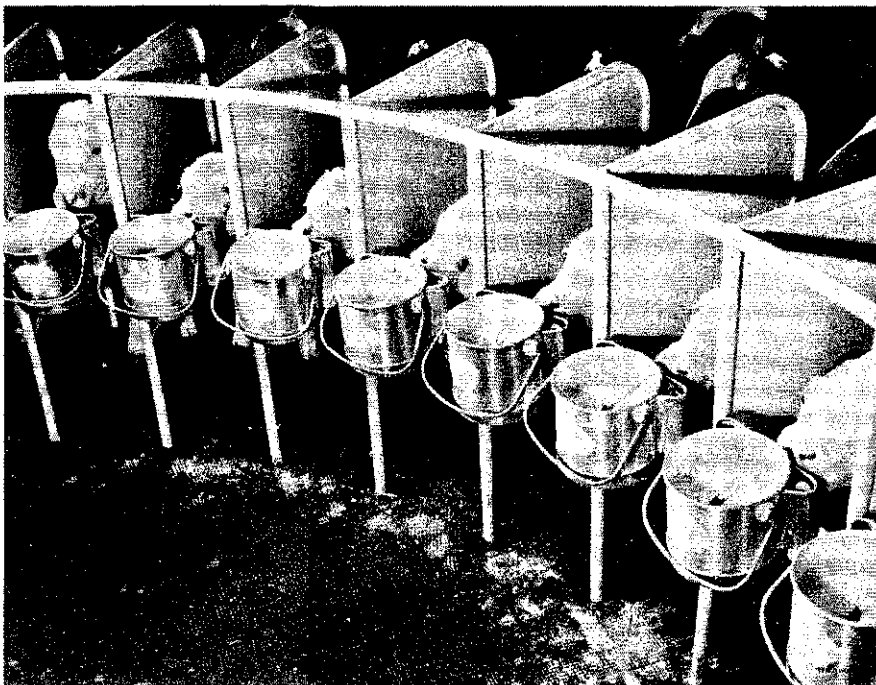
Der Bauer Martin Gasteiger aus Rott am Inn berichtet mir, er habe solche Folgen von Nitraten an Kälbern beobachtet. Von den viermal jährlich aufs Grün geschaukelten Stickstoffverbindungen aus dem Düngerhandel hätten sie offenbar zu direkt gefressen: „San grad' aso umg'fallen und verreckt, erstickt von innen, aber gleich reihenweis'.“ (Bei einem Experiment an der Tierärztlichen Hochschule Han-



... wie die Städter bei sich zu Haus“: Massenhaltung von Hühnern



Herkömmliche Kälberaufzucht: „Saufen unsere Kälber an der Kuh ...“



... ist der Milchberg gleich weg“: **Moderne Kälberaufzucht**

nover reduzierte ein mit Niträtdünger getriebenes Grünfutter binnen kurzem die Fruchtbarkeit von Bullen und Kälbern.)

Vordringliches Anliegen des Landwirtschaftsamtes Freiburg jedoch war es, den Kunstdünger aus dem Wasser-Zwischenfall herauszudividieren. Eher von zuviel Naturdünger könne ein Überschuss an Nitrat entstehen. Professor Wellenstein fragt da voll Hohn, woher denn Winzer wohl den vielen Naturdünger nähmen. „Die haben doch kaum Vieh.“

Wenn ein Milcherzeuger jährlich für gute 400 Mark Handelsdünger auf den Hektar Weideland streut, woher weiß er, ob dem Boden soviel nützt? Auf die Frage geben vor allem kleinere

Bauern lieber mit einer ungewissen Bewegung der Schultern Bescheid. „Im Gefühl“, sagen sie, hätten sie das eben. Besser zuviel als zuwenig — so entspricht es der Maxime des Überschusses, der sich Bauern keineswegs entziehen.

Jede Menge Milch zu festem Preis abliefern zu dürfen, sichert ihnen die Teilnahme an der allgemeinen Einkommenssteigerung. Also entfachen sie vier Heuernten, wo es früher zwei gab, heizen bei ihren Kühen mit gepreßten Eiweißkonzentraten aus den Nahrungsmittelkonzernen die Milchproduktion bis zur Euterentzündung an. Das Vieh lebt dabei höchstens halb so lange. Statt einst zehn Kälber bringt das überzüchtete Investitionsgut Kuh heute im

Schnitt bloß noch drei. Der Kaiserschnitt zählt neuerdings in vielen zweistöckigen Massenstallungen zur unentbehrlichen Geburtshilfe und kostet doch beinahe soviel wie das Kalb.

An der Mutter dürfen Kälber nicht einmal mehr nippen. Oft zu Hunderten gepfercht, werden sie mit einem warmen Aufguß von dem — Kreislauf gewinnbringender Sinnwidrigkeit! — an den Milcherzeuger wieder zurückwandernden Milchpulver genährt. Antibiotika schützen sie dafür vorsorglich gegen Infekte. Ein Bauer aus dem holsteinischen Schashagen sagt, warum es so sein muß: „Saufen unsere Kälber an der Kuh, dann ist der Milchberg gleich weg.“

Wozu das alles? Herrscht im Lande Hungersnot? Keineswegs, es wird vielmehr bei offenen Fenstern geheizt. Allein die Selbstversorgung mit Milch und Milchprodukten erreichte letztes Jahr in der EG die Spitzenmarke von 112 Prozent. Mit ihrem teuer erwirtschafteten Überfluß an Getreide, Rindfleisch, Zucker stranguliert die Gemeinschaft sogar noch die viel billigeren Importe aus der um harte Valutaringenden Dritten Welt.

Diese Überschuwirtschaft kostet Steuerzahler und Verbraucher in der Bundesrepublik an die 30 Milliarden Mark im Jahr. Indirekt leisten sie pro Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche einen Beitrag von 2250 Mark — ohne jeden Anspruch auf ökologisch vernünftiges Wirtschaften.

Für Erzeugung einer Nahrungskalorie zehnfacher Aufwand an Fremdenergie.

Der Grünlandbauer Siegfried Kuhlendahl aus Neviges zog einen Strich unter „zwanzig Jahre Wachstumswirtschaft“. Er schrieb auf, warum:

Der Kunstdüngeraufwand hatte sich verdreifacht. Pflanzenschutz und Schädlingsbekämpfung mit chemischen Mitteln waren nötig geworden. Der Kraftfutteraufwand hatte sich verdoppelt. Die Milchleistung war aber nur um 1000 Liter pro Kuh (ein Fünftel, Red.) gestiegen. Stoffwechsel-, Euter- und Klauenkrankheiten nahmen zu, und die Fruchtbarkeit ließ immer mehr zu wünschen übrig. Das Gras-Klee-Kräuterverhältnis auf den Weiden hatte sich enorm verschlechtert. Die Grasnarbe war sehr lückig geworden.

Erst strich er den Kunstdünger und den chemischen Pflanzenschutz. Nach dem in Frankreich und der Schweiz zunehmend befolgten Rezept des „organisch-biologischen Landbaus“ düngt er nur noch mit Mist und einer durch Sauerstoff angereicherten Jauche. Erste Folge: „Enormer Rückgang an Futterwachstum.“

Die Umstellung des Systems glich der Entziehungskur eines Drogenabhängigen. Futter, auch das gepreßte von der Industrie, hatte der Abtrünnige noch jahrelang zuzukaufen; eine einst mit viel Fremdkapital gebaute Käfig-Anlage zur Haltung von 1000 Legehennen

nen, die dem ökologisch Denkenden jetzt zuwider ist, muß er bis zu ihrer Amortisierung unter ökonomischem Zwang weiter betreiben.

Heuer, nach acht Jahren, zog Kuhlendahl erneut Bilanz: Das Wachstum auf seinem Grünland (und der Ertrag) „haben sich in einer Art erholt, wie ich es nie für möglich gehalten habe“. Kuhlendahls 60 Kühe geben heute so viel Milch wie die vor seiner Umkehr, durchschnittlich 5155 Liter im Jahr; einen Tierarzt braucht er kaum noch. Kuhlendahls Gewinn liegt über dem Durchschnitt des Kreises.

Die Umkehr erst hat ihn gelehrt, über die eigene Buchführung hinauszublicken. Zum Verständnis herrschender Kreisläufe bietet er seine Energie-Berechnung an: 180 000 Kilowattstunden Strom wären vonnöten, die von ihm einst jährlich verbrauchte (nach jetzigen Maßstäben viel zu geringe) Menge künstlichen Stickstoffdüngers industriell herzustellen. Mit so viel Strom kann er seinen Hof samt allen Maschinen sechs Jahre lang voll versorgen.

Ein kaptales Verheizen von Energie ist im Gang — aber nicht auf dem Bauernhof. Es ereignet sich bei der industriellen Zulieferung für die Landwirtschaft, ferner bei dem, was geräuschlos nachher bei der Lagerung der Überschüsse verpufft. Dies alles jedoch einbezogen, summiert sich folgende krause Realität, welche Agrarexperten der TU-Berlin auf der Grünen Woche vorgebracht haben: „Der strukturpolitisch geförderte landwirtschaftliche Vollerwerbsbetrieb benötigt zur Erzeugung einer Nahrungskalorie den bis zu zehnfachen Aufwand an Fremdenergie.“

So etwas ist den Bauern zu hoch, zumal den Preis dafür die anderen entrichten. Aber die auf Alternativen Zusteuernenden grübeln, was sich wenigstens dagegen unternehmen ließe, daß ein heutiger Landwirt ohne Erdöl und den (möglicherweise durch Kernkraft



Westdeutscher Wanderimker
Mit Bienenvölkern auf Tournee

geschaffenen) Strom nicht ernten, säen, düngen, dreschen, füttern könnte. Über gebastelten Notstromgeräten und Biogas-Anlagen, welche vorerst Energie eher verzehren als hervorbringen, drehen sich im Lauenburgischen wie im Württembergischen erste Windräder als Wahrzeichen einer sensibilisierten Minderheit. In Bayern sind die Kurse überlaufen, in denen der Landtechniker Dr. Heinz Schulz aus Weihenstephan mit Bauern übt, Sonnengeneratoren aufs Stalldach und Wasserspeicher für die im Misthaufen entstehende Wärme ohne fremde Hilfe zu bauen.

„Kostenfreie Energie“, predigt landauf, landab der alternative Großbauer Ernst Weichel, „verschenken wir alle Jahre in ungeheurem Umfang.“ Auf jenen der unzähligen Äcker, die im Win-

ter einfach so brachliegen, würde dieser genialische Asthmatiker am liebsten selber Grünes säen. Das könnte dann im Frühjahr, sei's als Viehfutter, sei es zur Düngung oder als Rohstoff der neuen Biogas-Anlagen, die von der Wintersonne kostenlos bezogenen Kalorien weitergeben.

Weichel selber, reich geworden an der Konstruktion und Vereinfachung von Landmaschinen, hat eben angefangen, die Richtigkeit seiner Idee auf seinen 100 Hektar im württembergischen Heiningen zu beweisen. Sogar seine Trecker wünscht er mit Biogas vom eigenen Grasland zu befeuern.

Der Einzylinder-Trecker hebt das Umweltgefühl.

Das alles geschieht ohne Not. Angetrieben lediglich von einem Unbehagen. Schließlich verbraucht die deutsche Landwirtschaft das billigste Dieselöl der Nation und erfreute sich dieses Jahr dafür einer Bonner Subvention von 570 Millionen Mark.

Da weckt es Rührung, den schon erwähnten alternativen Kubbauern Martin Gasteiger gemeinsam mit dem Dorfschmied Meier in Rott am Inn bei der Regeneration eines alten Einzylinder-Treckers zu erleben. Er hat ja stärkere, neuere Schlepper. Doch mit diesem alten die meiste Arbeit zu bewältigen, hebt sein Umweltgefühl. Der alte Deutz nämlich verbrennt nur einen Liter Diesel pro Stunde.

Mit dem Schmied zusammen entwickelte dieser Erzeuger eine Belüftungsanlage für Jauche, welche die Industrie nur viel kostspieliger liefert. Und weil sie ein Jahr lang einwandfrei ihren Dienst versah, verkaufte der bayrische Schmied eine zweite an einen anderen organisch wirtschaftenden Bauern, den Hünen Alfred Colsmann im schwäbischen Hergertswiesen. Doch sind dies



Bauer Hagmeier, Brotbacken auf dem Colsmann-Hof: Rückkehr zu Naturdüngung und schädlingshemmender Fruchtfolge

bereits Kettenreaktionen einer neuen Denkrichtung, in die Bauern eigentlich immer erst gestoßen werden, wenn Krankheit im Stall oder am eigenen Leib und die damit verbundenen Kosten und Ängste bei ihnen kathartische Wirkungen gezeitigt haben.

Wie eine Formel dafür hört sich die ziemlich feierliche Rückbesinnung des Schweinemästers Otto Hagmeier aus dem schwäbischen Waldhausen an: „1973 erlebte ich in meinem Sauenbestand einen katastrophalen Fruchtbarkeitszusammenbruch, und ich selber war auch nicht mehr gesund!“

Und das nach einem Jahrzehnt folg-samen Kapitaleinsatzes und fortwährender technologischer Anpassung seines 50-Hektar-Hofes. Vom treulich befolgten chemischen „Hinaufdüngen und Hinunterspritzen“ (Hagmeier) auf seinen Getreidekulturen ging der Schweinebauer demütig und verstört zur Naturdüngung, zum Gebrauch von Urgesteinsmehl und einer Fruchtfolge über, bei der die jeweils an der Kulturpflanze siedelnden Schädlinge nach Urväterbrauch ausgehungert werden.

9000 Liter Milch auch ohne Kunstdünger?

Anfangs lag er oft schlaflos: „Hätte doch nie geglaubt, daß ohne diese künstliche Düngung so viel wächst.“ Dabei kursiert in der Welt seit Jahren ein Forschungsbericht der Washington University, der anhand von Ergebnissen eines Großversuches das Nachdenken über die Entbehrlichkeit von Agro-Chemie herausfordert. 16 biologisch arbeitende Farmen wurden mit 16 sogenannten konventionellen, sprich chemiegebundenen, verglichen. Beide Gruppen erzielten letztlich pro Hektar denselben Reinertrag.

Hagmeier spricht heute wie ein Hans im Glück vor konventionellen Bauern, die über Berichte wie den seinen gar nicht mehr schmunzeln. Die wundern sich beispielsweise, wie bei diesen Organischen sich trotz Mehrarbeit unbestreitbar das Familienklima bessert.

Mit seinen Söhnen hockt der Schweinemäster wieder behaglich lang vor dem entscheidenden und kniffligen Plan der Fruchtfolge für jegliches Feld. Früher kamen die Impulse aus dem Pflanzenschutzkatalog. Und gepflanzt wurde in einem fort das gleiche.

Es geht also. So anders kann man wirtschaften. So imponiert es den Kindern, wohl weil Einsicht und Handeln sich endlich einmal decken und man sich, wie der Bauer Gasteiger rühmt, „anstrengen muß mit'm Denken“. Weil jetzt nichts mehr so dahinläuft, „wie wenn mir die letzte Generation wär'n“.

Eine Art missionarische Beredsamkeit ist gerade dem Gasteiger zuge-wachsen, was gewiß auch von der stil-

len Skepsis der Nachbarn herrührt. „Von was i leb, is der Regenwurm“, übertreibt er, wenn die anderen fragen, auf was es ankomme. Wieso läßt er einen letzten Schnitt Heu auf der Weide einfach liegen? Seine Antwort kommt wie Trompetenschall: „Den schenk i am Regenwurm!“

In diesem Tier hat man eine Art Wappentier der Alternativen vor sich, die eigentlich alles von einer chemisch ungestörten Entfaltung der Mikro-Existenzen im Boden erhoffen sowie von der aus dem Boden heraus und zum Boden zurückführenden ewigen Bio-kette. Ehe Martin Gasteiger das einsah, lagen in seinem Stall 24 von 40 Kühen mit MilCHFieber fest, alle auf einmal. Seine Tierarztrechnung gipfelte bei 6000 Mark per anno.



Stand für Bio-Gemüse*: Gesundheit beim Erzeuger kaufen?

Jetzt kenne er, sagt er, solche Sorgen nicht mehr. Zugegeben, seine 40 Kühe geben dafür, daß er ihren Stoffwechsel weniger nachheizt, etwas weniger Milch. Am Ende profitiert er, denn die von ihm belieferte Reformhaus-Molke-rei zahlt ihm für den Liter, der Reinheit wegen, rund 20 Prozent mehr.

Ein „konventioneller“ Nachbar mit mehr Vieh und mehr Grund und mehr Geld erzählt ihm so beiläufig, er habe jetzt die Nase voll. „I verkauf.“ Mit bloß 40 Hektar, das lohne nicht mehr. Der 20-Hektar-Gasteiger, aufgestört: „Was möchtest denn machen sonst?“ Der Nachbar: „I? I geh' nach Kanada.“ Ja, warum jetzt dieses, will der Gasteiger wissen. Der Nachbar: „Da krieg i mehra Fläche.“

Solche dummen Konsequenzen des industriellen Trends machen einen wie den Gasteiger ganz narrisch: „Jetzt

* Auf dem Göppinger Wochenmarkt.

hams' dem so lang' eing'redt, daß er mit seiner Betriebsgröße net existieren kann, bis er's wirklich glaubt.“

Alternatives Wirtschaften zieht, mit dem Denken, einen rundum anderen Lebensstil nach sich. Plötzlich reinigen die Umgekehrten ihren Abort bloß noch mit Obstessig statt dem bekannten Produkt aus dem Supermarkt. Für die Kinder gibt es statt der Orangen selbstgepflanzten Sanddorn und für den Abwasch nichts mehr, was Phosphate enthält. Der Fernseher verschwindet auf dem Speicher. Geredet wird wieder.

Über die Buchführung des Bauern Alfred Colsmann, Hergertswiesen, beugen sich prüfend Abgesandte der bayrischen Landwirtschaftsbehörden: Kann es denn sein, daß seine Kühe jährlich

im Schnitt über 6000 Liter, einige sogar über 9000 Liter Milch geben, ohne ein künstlich gedüngtes Hälmlchen oder Körnchen gefressen zu haben? Die Bayerische Landesanstalt für Bodenkultur beglaubigt: Es ist aber so. Die haben selber nun einem Staatsgut die organisch-biologische Wirtschaftsweise Colsmanns verordnet.

Colsmann hat erreicht, was die meisten der rund 600 deutschen Alternativbauern erst allmählich ansteuern: einen aus Ackerbau (34 Hektar) und Viehwirtschaft (20 Hektar, 96 Stück Großvieh) wieder naturgemäß ineinanderfließenden Kreislauf. Ist wieder der autonome Hörnle- wie Körnle-Bauer in einer Person. Und hat doch ein Einsehen mit den Nachbarn, die es ihm trotz seiner guten Bilanz nicht nachmachen.

Deren Hoferben, falls sie überhaupt im Sinn haben, so im ländlichen Streß fortzufahren, bestehen oft auf der absoluten Priorität von Arbeitserleichte-

rung und Arbeitseinsparung — andernfalls sie fort wollen, in die Fabrik, ein Stadtleben führen. Aus der kopfstehenden Alterspyramide der deutschen Landwirtschaft kann jeder sehen, wie das besinnungslos in eine Richtung wirkt: Der auf den Höfen herrschenden Generation folgt eine um vier Fünftel geringere Zahl von Jungen.

Im Gegenzug zu solcher Landflucht wirken die Höfe der Alternativen magnetisch auf lernwillige Frischlinge von weither, aus den Städten besonders, und darunter sind allerhand Schwärmer, die nun gleich alles mit der Hand tun wollen — als hieße alternatives Wirtschaften Maschinenflucht.

Bauer Colsmann wählt Lehrlinge und Praktikanten aus Bündeln von Bewerbungen. Nach einem Jahr verbürgt

nicht tun. Vier Helfer stehen ständig im Lohn, obwohl Weichel sie bloß in der Sommersaison voll beansprucht. Personalkosten: 90 000 Mark.

Wenn Weichels Leute auf dem Samstagsmarkt im nahen Göppingen ihre chemiefreien Produkte anbieten, bedeutet ihm das soviel wie die Auffahrt seiner Maschinen bei der Grünen Woche. Er sieht keine Möglichkeit, die Facharbeiter auf seinem Boden schlechter zu stellen als die in seinen Montagehallen.

Darin spiegelt sich das Dilemma alternativen Landbaus: Natur ist's nicht, was ihn kleinhält. Es ist die Natur des Menschen.

Und die widernatürliche Mechanik des Agrarsystems. Das belohnt den giftigen Raubbau. Das fördert die Er-

Landwirtschaft europäische Preissteigerungen — bis zu einem Viertel für Getreide oder Zuckerrüben und bis zu 30 Prozent für Kartoffeln. Daß dies politisch zu teuer käme, wird vorausgesetzt. Und zwar auch von halbwegs Bekehrten wie dem bayrischen Agrarminister Hans Eisenmann, der sich zu seiner entschiedenen Vorliebe für rückstandsfreies Gemüse heuer immerhin schon werbend im Wahlkampf bekanntete.

Mit durchgetretenem Pedal in Richtung Wachstum.

Im Machtbereich seines Ministeriums können beamtete Sympathisanten der Alternative heute Bauern und Gärtner ex officio zur Umkehr wenigstens ermutigen. 20 von 500 Landwirtschaftsberatern des Freistaates befürworten, spezialisiert bis fanatisiert, das Organische im Landbau. Aufs Ganze gesehen wirkt das freilich etwa so, als wollten Leute auf einer Ferienautobahn unbeschädigt wenden.

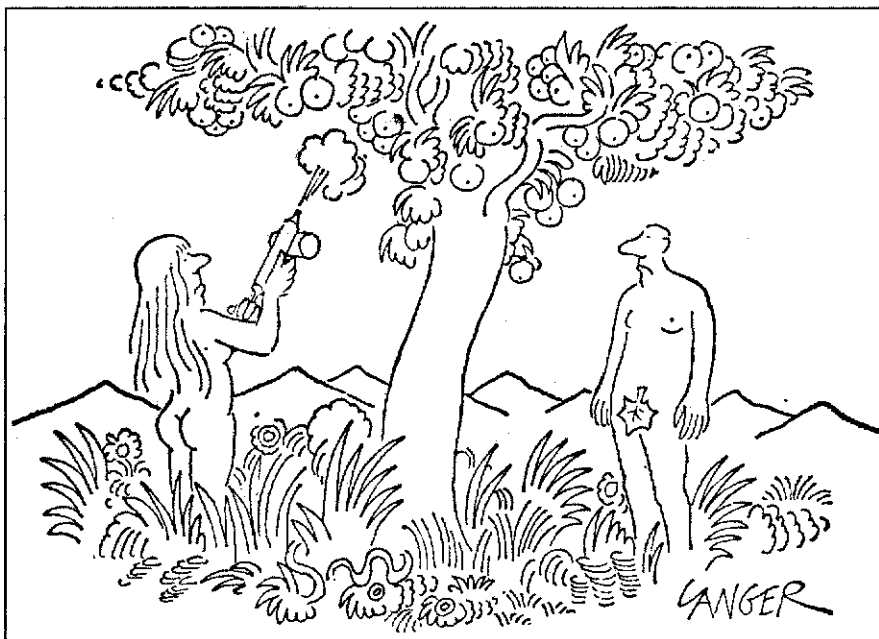
Denn das Gros der bundesdeutschen Bauern fährt mit durchgetretenem Pedal in Richtung Wachstum und erübrigt keine Denkpause für die Frage, was für ein Wachstum das sei. Verdienstmehrung, Arbeitsminderung und das Verlangen nach entsprechenden Garantien bestimmen die Richtung.

Das erklärt, wieso der Waldbauernverband des Märkischen Kreises sich nicht einmal der kostenlosen Unkrautbekämpfung durch ein freiwilliges Aufgebot von Umweltfreunden bediente, als es darum ging, in Fichtenschonungen des Bergischen Landes alles Laubgehölz zu beseitigen. Entlaubung von Menschenhand hätte das Problem gerade für dies eine Jahr gelöst. Mit dem Abnebeln eines entsprechenden Herbizids vom Hubschrauber aus jedoch verbindet sich die Garantie, daß zwei Jahre lang kein unerwünschtes Grün mehr hochkommt.

Wie im Wald, so auf dem Feld. Der Mensch ist ersetzt. Der Ersatz wird von allen geschluckt — und bezahlt. Die Rechnung ist offen.

„Unsere Gesellschaft verfügt über die ihr entsprechende Landwirtschaft“, sagt der Münchner Pflanzenschutzprofessor Rolf Diercks, bevor er wieder in seine Tram steigt. „Radikale Änderung in der Grundeinstellung aller“, hat er schon oft vor den Kollegen der Zunft philosophiert, dies sei in Wahrheit die Voraussetzung für eine Landwirtschaft, die ernsthaft Energie spare und auf die Segnungen chemischer Lebensvernichtung verzichte.

Ja, ja, sagen dann die Kollegen und nicken, genau das sei es. Danach steigen sie zufrieden in ihre Autos, die alle Jahre stärker werden und mit denen sie alle Jahre langsamer vorankommen. ◆



Abschied vom Paradies

Die Welt

harter Arbeit für wenig Geld danken sie ihm und seiner Frau ausführlich und bewegt in einer Hauschronik, weil auf dem Hof die Welt so in Ordnung war.

An keinem anderen Hof im Umkreis fahren so viele Stadtleute vor. Sie klappen den Kofferraum auf und wünschen, beim Erzeuger Gesundheit zu erstein: Rückstandsfreies — Getreide, Gemüse, Obst, Kartoffeln. Arbeiter mischen sich bereits auffallend unter die nahrungsängstliche Bourgeoisie. Im Wegfahren fragt schon mal ein Beobachter den anderen: „Hast du gesehen, wie abgeschafft die Bäuerin ist?“

Bei heutigen Tarifen kann auch einer wie Colsmann sich keine vollbezahlte Fachkraft leisten. Das könnte, genau besehen, nicht einmal der reiche Ernst Weichel. Dessen 100 Hektar alternative Musterwirtschaft bringen regelmäßig Defizit, jährlich, wie Weichel sagt, „in die Zehntausende gehend“. Seine Familie allein kann die Arbeit

zeugung von Milch- und Wein-Seen wie die von Butter-, Rindfleisch- und Zuckerbergen. Einen Bonus für vernünftigen, naturgerechten Landbau hat es nicht zu vergeben.

Dabei wäre ein Bruchteil der für die Überschuwirtschaft zum Fenster hinausgekippten Milliarden genug, den für eine Alternative offenen Landwirten über die Hürden der Umstellung zu helfen und ihnen finanziell die Tatsache zu bescheinigen, daß sie eine gemeinnützige Minderheit sind.

Denn in Zahlen mutet dies alles noch an wie ein Nichts: Kaum ein Prozent deutschen Bauernlandes wird in solch ökologisch befriedigender Richtung bestellt (und dies geschieht auch noch vorwiegend südlich des Mains). Andererseits räumt eine Mehrheit der Agrarwissenschaftler unumwunden ein, daß die Richtung eigentlich stimmt.

Eine EG-Studie errechnet als Konsequenz einer von Giften völlig freien